

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 39 (1963-1964)
Heft: 5

Artikel: Die Expo kommt zur rechten Zeit
Autor: Roth, Daniel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073759>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE EXPO KOMMT ZUR RECHTEN ZEIT

VON DANIEL ROTH

Illustration von Fritz Hellinger

Zwar haben wir Schweizer zumindest seit Großvaters Zeiten die Neigung, selbst in besten Konjunkturperioden die Stirn in Falten zu legen und mit düsterem Blick eine Zukunft voller Gefahren auszumalen. Aber das ist doch mehr eine bodenständige Art, uns zu tarnen. Darin ist etwas vom bekannten Spruch: «Lerne zu klagen, ohne zu leiden!» Auch möchten wir nicht durch lautes, fröhliches Zurschaustellen unseres Glücks das Schicksal herausfordern. Es ist Rücksichtnahme auf die Mitmenschen dabei, die vielleicht weniger im Glück schwimmen. Vor allem verstecken schließlich die finanziell besser Gestellten gern ihre größere Macht aus Respekt von unserem demokratischen Lebensgefühl hinter Redensarten von drohenden Schicksalsschlägen.

Echt an diesen Klagen war indessen in den letzten fünfzehn Jahren meist nur noch der Ärger über verstopfte Straßen, überfüllte Verkehrsmittel und Wohnungsnot sowie, vorab von Leuten in leitenden Stellungen, Geistesarbeitern und ihren Frauen, über ihre

Überbeanspruchung angesichts des Arbeitskräftemangels und der Überkonjunktur. Während dem Personal kürzere Arbeitszeiten, mehr Ferien und bessere Löhne zugestanden werden mußten, arbeitet mancher Chef mehr. Seine Frau muß ohne Haushalthilfe die Verpflichtungen erfüllen, für die sie früher Aushilfen oder sogar eine Angestellte zur Verfügung hatte.

Im ganzen aber nahm man es nicht ernst, wenn man sagte: «So kann es nicht weitergehen!» Die Stimmung der Mehrheit entsprach viel mehr den rosigen Zukunftsbildern, welche jene Optimisten an die Wand malten, die alle Befürchtungen als Gerede von Ewiggestrigen abtaten.

Krise in der Hochkonjunktur

Schlagartig ist das seit einigen Monaten anders geworden. Man spürt in den Zeitungen, in Gesprächen und auf den Gesichtern vielfach wieder echte Zu-

kunftssorgen, und die «großen Optimisten» sind weitgehend verstummt.

Nicht etwa wegen der Atombombe oder wegen der Russen! Der psychische Druck der kommunistischen Gefahr hat angesichts der Spaltung im Ostblock eher nachgelassen, und man hat sich – ganz abgesehen vom fragwürdigen Moskauer Testabkommen – doch bereits etwas daran gewöhnt, mit der Bombe zu leben.

Auch die Konjunktur hat beileibe nicht nachgelassen. Anscheinend sind die Gewinnmargen da und dort etwas schmaler geworden. Aber das betrifft nur einzelne, und die Löhne sind ja im allgemeinen weiter mehr gestiegen als die Lebenskosten. Was ist denn der Grund des plötzlichen Stimmungsumschlags?



Das erste Wetterleuchten wurde beim Börsenkrach 1962 wahrgenommen. Das betraf freilich erst eine dünne Schicht, und auch von dieser nimmt ein großer Teil die Sache wohl erst jetzt richtig ernst, da die Schweizer Aktienwerte sich im Gegensatz zu den amerikanischen vom damaligen Sturz trotz weiter zunehmenden Umsatz- und sogar Gewinnzahlen der Unternehmungen kaum erholt haben. Man wunderte sich vor bald zwei Jahren und wundert sich vielfach heute noch über diese Erscheinung, da man beim besten Willen keine Anzeichen des Herannahens einer Wirtschaftskrise entdecken kann. Sollte sich die Börse als Barometer künftiger Entwicklungen nicht doch getäuscht haben?

Nein, die Börse hatte sich nicht getäuscht. Es kommt heute zur Krise, ja man steht schon mitten drin, nur ist es keine im bisher bekannten Sinn. Der Teufel kommt eben immer wieder auf anderen Wegen. Die Nationalökonomie und mit ihr die Völker haben weitgehend Mittel und Wege gefunden, Zusammenbrüche wie jene zu vermeiden, die zu den Arbeitslosenheeren der ersten dreißiger Jahre führten. Die heutige Krise, welche in besonderem Maß die Schweiz erfaßt hat, spielt sich inmitten des größten Arbeitskräftemangels, inmitten von Rekordzahlen der Produktion und des Lebensstandards, inmitten der Hochkonjunktur ab.

Der abgeblasene Alarm

Ein weiteres Alarmzeichen war der drohende Anschluß der Schweiz an die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), als deren Verhandlungen mit England an der Jahreswende 1962-63 vor dem Abschluß zu stehen schienen. Auf die Frage, ob ein solcher Anschluß die schweizerische Eigenart bedrohen würde, hat kürzlich Dr. Walter Stähelin, Redaktor der «Basler Nachrichten», in einem glänzenden Aufsatz im «Pro» geschrieben: «Dies muß man leider bejahen, wenn man nicht mit Blindheit geschlagen ist. Wenn wir uns den Befehlen einer übernationalen Behörde zu fügen haben, in der die Großmächte den Ton angeben und die den Inbegriff des gleichschalterischen Zentralismus sind, dann ist es vorbei mit der direkten Demokratie, mit unserem Aufbau von unten nach oben, mit unserem Föderalismus.»

Die akute Gefahr einer solchen Entwicklung ist im Januar 1963 damit abgewendet worden, daß die Gaulle die England-Verhandlungen der EWG zerschlug. Ich zweifle aber, ob jener andere gescheite Basler recht hatte, der daraufhin ausrief: «Dafür sollten wir Schweizer de Gaulle ein Denkmal setzen!» Denn der französische Staatschef ersparte uns vorläufig eine Auseinandersetzung, die uns Schweizern wahrscheinlich verdammt gut getan hätte. Der Alarm konnte abgeblasen werden.

Bereits hatte sich nicht nur im Bauernverband, im Gewerbeverband und in den Gewerkschaften, sondern vor allem auch aus Kreisen von Industrielten eine Welle des Widerstandes gegen die Gefahr erhoben, daß der Bundesrat vielleicht auf eine zu nachgiebige Linie gedrängt werden könnte. Was hier von prominenten Stellen des Handels- und Industrievereins aus unternommen worden ist, um das nationale vor das kurzfristige wirtschaftliche Interesse zu stellen und dem Bundesrat gegen den Druck aus Brüssel den Rücken zu stärken, steht wohl in unserer modernen Welt einzig da, in der sonst überall die Wirtschaftsverbände nur an sich selber denken. Jene Vorgänge, deren Einzelheiten heute noch vertraulich behandelt werden müssen, verdienen es, eines Tages als große vaterländische Tat in unseren Geschichtsbüchern festgehalten zu werden. Sie haben gezeigt, über welche Reserve an selbstloser Einsatzbereitschaft für unsere schweizerische Substanz unser Land noch verfügt – sofern die Gefahren erkannt werden, die uns bedrohen.

Die Zeichen an der Wand

Die dritte große Erschütterung für den neuen Fortschrittsglauben hieß: Zermatt. Eine Typhus-Epidemie in einem Kurort der «hygienischen Schweiz» – da fiel nun doch für manchen der rosige Schleier, mit dem wir alles bedeckt hatten, was uns das Gefühl der Vortrefflichkeit der schweizerischen Entwicklung hätte nehmen können. Plötzlich merkte man, wie angesichts der wilden Bauwut an vielen Orten des Landes unsere Abwasser- und Trinkwasseranlagen total veraltet sind. Ich persönlich habe das letzten Sommer in kleinerem Maßstab in einem Ferienhausquartier eines bekannten Fremdenortes erlebt, der sich als «der saubere Kurort» empfahl! Aber auch im Mittelland können uns noch manche ähnliche Überraschungen bevorstehen, wie der soeben bekannt gewordene Trinkwasserskandal von Wängi bei Frauenfeld zeigt. Daß man bereits im Urnersee an gewissen Stellen nicht mehr baden kann, illustrierte sodann den Grad der Verschmutzung unserer Gewässer, die trotz allen Maßnahmen ständig fortschreitet.

Daß die rasante Industrialisierung unseres Landes auf Kosten eines so wichtigen Lebenselementes wie des Wassers geht, ist schon erschreckend genug. Aber auch die Luft bleibt nicht verschont. Die Fluorverseuchung der Gegend von Möhlin durch das in schweizerischen Händen befindliche Aluminiumwerk in Badisch Rheinfelden ist nur ein besonders krasses Beispiel.

Früher waren wir Schweizer bekannt für unsere absolute Zuverlässigkeit auf geschäftlichem Gebiet. Heute können Großfirmen mit bestem Namen ihre Lieferfristen nicht mehr einhalten, wenn ein einziger Spezialist krank wird, weil einfach niemand aufzutreiben ist, der ihn für einige Zeit ersetzen könnte. Steht zugleich noch ein Teil des Personals im militärischen Wiederholungskurs, so weiß man sich kaum mehr zu helfen.

Eines der offensichtlichsten Anzeichen, daß etwas nicht mehr stimmt, ist indessen der geradezu unvorstellbare Leistungszerfall unseres Postbetriebs. Es gibt kaum einen Aufsatz über die Schweiz, in dem nicht hervorgehoben wird, wie gut wir durch unsere Postverwaltung bedient würden. Das war bis vor wenigen Jahren tatsächlich so. Heute ist es nichts Außergewöhnliches, wenn zum Beispiel ein Expresbrief von Zürich bis zum Empfänger in Baden 17 Stun-

den oder die Zeitschrift «Schweizer Spiegel» in der umgekehrten Richtung sage und schreibe sieben Tage braucht!

Doch es ist nicht nur die Post, auch die Milchzustellung und vieles andere wird schlechter. Und dazu kommt das zunehmende Maß der Teuerung. Drei Jahre hintereinander je rund vier Prozent – das spürt man, auch wenn die Löhne noch etwas mehr steigen. Denn diese Steigerung erfolgt ruckweise, die Preise aber erhöhen sich von Monat zu Monat.

Die Unterwanderung

Eine Million Ausländer wohnen nun mit uns zusammen, und es scheint diese magische Zahl zu sein, die doch plötzlich allgemein als rotes Licht empfunden wird.

Beruhigend meint nun allerdings der bereits zitierte Dr. Walter Staehelin zur Gastarbeiterfrage, daß «von einer Gefährdung der schweizerischen Eigenart dabei keine Rede sein kann... Als ob die Bildung von Italienerkolonien oder die Blutauffrischung uns je geschadet hätten! Oder sind wir in Gefahr, der Gastarbeiter wegen ein unschweizerisches Herrenvolk zu werden...? Ich glaube, wir könnten es selbst dann nicht, wenn wir es wollten! Wir sind schon eher ein Kadervolk geworden, doch das liegt in unserer Natur als einem Volk, das wirtschaftlich nur durch die Qualität zu bestehen vermag!»

Wie aber steht es zunächst mit dieser Schweizer Qualität? Geht sie nicht gerade allmählich vor die Hunde, wenn gute Vorarbeiter zu schlechten Abteilungsleitern aufrücken, weil es dafür auf dem Arbeitsmarkt sonst keine Schweizer mehr gibt, und wenn gute Schweizer Handlanger zu mäßigen Vorarbeitern werden und samt und sonders durch Ausländer ersetzt werden müssen? Auch schlechte Leistungen müssen bei der Lage auf dem Arbeitsmarkt oft geschluckt werden. Dabei dämpft der Gastarbeiterzustrom, wie man endlich einsieht, die Hochkonjunktur nicht, sondern heizt sie sogar noch an.

Wohl ist diese Unterwanderung an sich für unsere Eigenart weniger gefährlich als die seinerzeitige Überwanderung durch deutsche Professoren, Lehrer, Literaten, Buchhändler und Industrielle. Aber alles hat seine Grenzen. Während es Jahrzehnte brauchte, um die 15 Prozent Ausländer von 1910 zu verdauen, sind heute bereits 17,5 Prozent der Be-

wohner unseres Landes Fremde, mehr als doppelt soviel Italiener als damals Deutsche. Und es droht eine Invasion Hunderttausender aus fernen Ländern.

Die Anwesenheit von dreimal soviel Bürgern Italiens wie Tessinern und ebensoviel Ausländern wie Bernern in der Schweiz kann man nicht mehr als «Bildung von Italienerkolonien» verharmlosen. Die befristete Zulassung der Gastarbeiter, meist ohne ihre Familien, verleitet sie und uns dazu, zu leben, als wären sie da und doch nicht da. Erhielten sie so viele, auch politische Rechte wie wir, wäre unsere Eigenart offensichtlich sehr bald gefährdet. Bleiben sie minderen Standes, so ist der Ausdruck vom Schweizer «Kadervolk» einfach eine etwas weniger übel klingende Bezeichnung dafür, daß sie noch weniger zählen sollen als seinerzeit die Untertanen der Gnädigen Herren. Und es gibt ja heute noch Leute aus der Basler Dalbe, die einem nach einem Mehrheitsentscheid des Baslervolkes mit voller Überzeugung sagen können: «Z Basel isch me seer unglücklich über das Resultaat.» Wo gegenüber Mitbewohnern gar ein ganzes Volk sich als «me» empfindet, da ist dieses eben ein Herrenvolk. So haben wir in wenigen Jahren eine Lage geschaffen, wie sie früher in Osteuropa zu schlimmsten Konflikten führte und wie wir sie im glücklichen Zusammenleben verschieden-sprachiger, aber gleichgestellter Bürger bisher beispielhaft vermieden hatten.

Eine grosse Chance

In dieser Lage soll noch eine halbe Milliarde für eine Expo verpulvert werden? Das verschärft doch gerade all die Probleme. Indes wird auch einem Einzelnen, der wegen Überbeanspruchung krank wurde, nur für kurze Zeit mit Arzneien geholfen werden können. Er muß noch zusätzliche Beanspruchung auf sich nehmen, indem er sich gründlich untersucht, langwierige Kuren, vielleicht die Behandlung durch einen Psychiater über sich ergehen läßt oder indem er sonst mehr Zeit für seine Seele erübrigt. Das wird zunächst seine Zeitnot, oft auch seine Geldnot noch vermehren – aber es ist nötig für seine Genesung.

So ist es auch mit den Übeln, die unser Land befallen haben. Es ist verwunderlich, daß unser sonst politisch so waches Volk sie nicht früher erkannt hat. Es muß der Rausch der Prosperität sein, der

nicht nur einige wenige Spekulanten, sondern die Mehrheit der Tätigsten, vom Arbeiter und vom Vorstadtbauern bis zum Industrieführer und zum Politiker erfaßt hatte. Anders ist es nicht erklärlich, daß mahnende Stimmen so wenig Gehör fanden.

Nun aber scheint das Schweizervolk im Goldrausch zu erwachen. Das Parlament soll mitten im Überfluß Notmaßnahmen beschließen, wie wir sie nur aus Kriegs- und Mangelzeiten kennen. Und allenthalben versteht man plötzlich dieses scheinbar Widersprüchliche, bei allen berechtigten Zweifeln am Sinn von Bewirtschaftungsmaßnahmen, für die ein freiheitliches Volk den Apparat nicht besitzt. Noch vor ein paar Jahren hätten wohl eine Aufwertung unseres Frankens und wenige kleine Eingriffe genügt. Heute bedarf es harter Maßnahmen, vor allem eines rigorosen Gastarbeiterstops. Das Wichtigste bleibt aber die Besinnung aller auf die Werte, die uns stark gemacht haben, die Wiedergewinnung einer zugleich modernen und unseren besten Traditionen entsprechenden Leitidee.

Wie sehr unser Schweizergeist in letzter Zeit umnebelt war, zeigte sich am Durcheinander, das die Bagger durch unsere Landschaft rissen, ebenso wie am sinkenden Interesse der Bürger für unseren in aller Welt so gepriesenen Staat. Es zeigte sich auch an der übergroßen Erschütterung, welche die Ermordung des amerikanischen Präsidenten bei uns hervorrief. Es zeigte sich, indem wir auf weltbewegende Ereignisse mit Schweigemärschen reagierten, als ob ein freies Volk nicht bessere Ausdrucksmittel besäße in der Gewalt der Rede und in der öffentlichen Zwiesprache mit sich selbst.

Ein solches Mittel der Besinnung kann die kommende Landesausstellung in Lausanne werden. Daß vom Vorhaben selber bis ins kleinste Detail diesmal im Gegensatz zu 1939 alles umstritten ist, haben ihre Schöpfer, allen voran der Tessiner Architekt Alberto Camenzind, von Anfang an in Kauf genommen. Ohne scharfe Auseinandersetzung kann sich ja der Sinn dieser Landesschau nicht erfüllen: uns aus der merkwürdigsten aller Krisen herauszuhelfen. So kommt diese Expo 64 akkurat zur rechten Zeit. Und wo könnte uns bei allem Aufreißen unserer Probleme das Erlebnis eidgenössischer Zusammengehörigkeit und Toleranz versöhnlicher zuteil werden als an den ebenmäßigen Gestaden des Genfersees? An uns allen wird es liegen, ob wir diese große Chance nutzen: zu einer echten Renaissance des Schweizergeistes.